

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Bilderbuch für Kinder, enthaltend: eine angenehme Sammlung von Thieren, Pflanzen, Blumen, Früchten, Mineralien, Trachten, und allerhand andern unterrichtenden Gegenständen aus dem Reiche der Natur, ...

alle nach den besten Originalien gewählt, gestochen, und mit einer kurzen
sowohl, als auch erweiterten wissenschaftlichen, und den
Verstandeskräften eines Kindes angemessenen Erklärung begleitet

Bertuch, Friedrich Justin

Rumburg, 1806

[Vierfüßige Thiere]

[urn:nbn:de:bsz:31-263079](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-263079)

Vierf. Thiere. 1



man daher die Elephanten nicht sowohl lebendig zu fangen, als vielmehr sie zu tödten. Die Art, sie zu erlegen, ist in den verschiedenen Gegenden verschieden; doch seitdem man in jenen Ländern die Schießgewehre kennen gelernt hat, geschieht es gewöhnlich mittelst derselben. Es gehört aber immer viel Muth und Geschicklichkeit zu diesem Gewerbe, und selbst der geschickteste Jäger büßt dabei zuweilen sein Leben ein. Um einen Elephanten mit desto mehr Sicherheit anzugreifen, verbinden sich etliche Jäger, die sich einander gegenseitig unterstützen, und in Gefahren zu Hülfe kommen. Manchmal wagen es sogar ungelübte Leute, auf eine solche Jagd auszugehen, wie Sparrmann von zwei Kapschen Bauern erzählt. Diese wurden gegen Abend einen Elephanten in ihrer Nachbarschaft gewahrt, und beschloffen sogleich, ihm zu Pferde mit ihren Gewehren nachzusetzen. Das Thier schien sich nicht eher um sie zu bekümmern, als bis sie ihm auf 70 oder 80 Schritte nahe gekommen waren, da denn einer von ihnen vom Pferde sprang, sich des Zügels versicherte, auf die Knie fiel, den Ladestock mit der linken Hand gegen die Erde stemmte, den Lauf darauf ruhen ließ, anlegte, und auf das Thier, welches während der Zeit gegen 50 Schritte weit geflüchtet war, Feuer gab. Kaum saß der Schütze wieder auf dem Pferde, und wandte um, als der Elephant schon dicht hinter ihm war. *) Dieser machte sodann ein vermaßen durchdringendes Geschrei, daß es ihm durch Mark und Bein drang **), und das Pferd einige Schritte that, und mit ganz ungewöhnlicher Geschwindigkeit noch einmal so stark als vorher lief. Mittlerweile faßte der Jäger sich wieder; und lenkte sein Pferd eine Anhöhe hinauf. Hiedurch gewann er einen noch sichrern Vorsprung, und sein Gefährte so viel mehr Frist, dem Elephanten auf die Seite zu kommen, wo er glaubte, nach dem Herzen oder den großen Lungenschlagadern leichter zielen zu können. Er traf aber doch keine gefährliche Stelle, weil das Pferd etwas unruhig war. Der Elephant, welcher sich nunmehr gegen diesen zweiten Schützen kehrte, ward bald müde, ihn zu verfolgen, weil dieser sich des Vortheils, eine noch steilere Anhöhe hinauf zu reiten, zu bedienen Gelegenheit hatte. Hierauf standen beide Jäger einander bei, und der eine hielt zu mehrerer Sicherheit das Pferd des andern beim Zügel, damit jeder seinen Schuß desto gewisser thun könnte. Die dritte Kugel suchte der Elephant noch zu rächen; die vierte aber benahm ihm allen Muth; gleichwohl stürzte er erst nach der achten. Indessen versichern geübte Elephantenjäger, eine einzige Kugel sey genug, einen Elephanten in den Staub zu legen. Allein dazu muß das Gewehr sowohl als die Kugel besonders eingerichtet, und der Jäger geschickt genug seyn, das Herz zu treffen.

In

*) Die Schnelligkeit eines so ungeheuren, schweren Thiers — es wiegt an sieben bis acht tausend Pfund — ist zu bewundern. Sein Lauf ist zwar nur ein Trab, kommt aber an Geschwindigkeit dem Galop eines Pferdes gleich. Doch kann der Elephant nur auf geradem Wege vorwärts so schnell sich bewegen; das Umwenden und bergauf und bergab Steigen wird ihm sehr sauer.

**) Die Töne bei dem Geschrei des Elephanten gehen mehr durch die Nase oder den Rüssel, als durch den Mund, und klingen wie ein starker Stoß in eine Trompete; auch nennt man das Schreien dieses Thieres Trompeten. Nach Buffons Aussage hört man es über eine Meile weit, ob es gleich nicht so fürchterlich ist, wie das Brüllen des Löwen oder Tigers.

In gewissen Gegenden von Afrika sind die Elephantenschwänze, größtentheils wegen eines abergläubischen Gebrauchs von Frauenzimmern, in sehr hohem Werthe, so daß sie, wie man sagt, mit Golde aufgewogen werden: daher suchen verwegene Jäger den Elephanten lebendig die Schwänze abzuhacken, wobei sie die Mühe ersparen, sie zu tödten. Zu dem Ende reizen einige den Elephanten durch allerlei Neckereien, und locken ihn in einen hohlen engen Weg, unterdes Andre ihm behende nachfolgen, und ihn, sobald er an die Stelle gekommen ist, wo er sich nicht umwenden kann, von hinten angreifen, und ihr Vorhaben ausführen.

Die Haut des Elephanten ist wenig brauchbar. Das Fleisch der Jungen wird von verschiedenen Nationen gegessen, den Rüssel hält man für einen Leckerbissen, und Vaillant, ein neuerer Reisender, nennt die gebratenen Elephantensüße ein königliches Essen.

Man stellt endlich drittens den Elephanten auch in der Absicht nach, um sie lebendig zu bekommen, sie zu zähmen, und zu allerlei Diensten abzurichten. Dies geschieht hauptsächlich in Indien, wo diese Thiere im Allgemeinen genommen, zwar nicht so groß, aber gelehriger seyn sollen, als in Afrika. Auf der Insel Ceylon beschäftigt sich eine eigene Bunt (Stamm, Rasse) von Leuten ausschließlich mit dem Fange derselben, welche sodann, nachdem sie gezähmt worden sind, durch ganz Ostindien versandt und theuer verkauft werden. Einzeln fängt man sie mit Schlingen von starkem ungegerbten Leder. Sobald man nämlich einen Elephanten aufgefunden hat, so thun Einige von vorn verstellte Angriffe auf ihn, und bemühen sich, ihn in ein mit hohen und dicken Bäumen besetztes Gehölze zu ziehen, da den ihr Kamerad mit der Schlinge in der Hand unvermerkt nachfolgt, ihm dieselbe mit vieler Geschicklichkeit um einen Hinterfuß wirft, und das andre Ende hurtig um einen Baum windet, und mit einem Haken befestigt. Der Elephant thut hierauf aus allen Kräften einen Ruck, um den Strick zu zerreißen. Gelingt es ihm, so entflieht er, und ist für diesmal verloren; gelingt es ihm aber nicht auf das erstemal, so gibt er sich hernach nicht mehr so viel Mühe. Es werden ihm sodann starke Stricke oder Ketten an die Hinterbeine und um den Hals gemacht, und er wird zwischen zwei zahme, zu dem Zweck abgerichtete Elephanten, die man Seelenverkäufer nennt, in die Mitte genommen, welche ihm die Widerspenstigkeit durch derbe Schläge mit dem Rüssel vertreiben. Doch können auch Menschen allein ihn händigen, wenn er einmal gefangen ist. Anfangs läßt ihm der Unmuth nicht zu, sich zu legen, welches ihm zuweilen eine tödliche Geschwulst an dem Unterleibe zuzieht *). Indessen wird er in wenigen Wochen so weit gebracht, daß man ihn in die Schwemme reiten kann.

Zur Brunstzeit fängt man die wilden Elephanten mit Hilfe zahmer Weibchen, welche jene dahin locken, wohin man sie haben will. Sonst werden sie auch im Großen durch eine Art von Treibjagen gefangen. Man umzäunt dazu einen vielen Meilen langen Platz mit starken, tief in die Erde gegrabenen Pfählen, welches Gehege an dem Anfange geräumig,

*) Man glaubte sonst, daß der Elephant sich gar nicht niederlege, weil er sich wegen seines schweren Körpers nicht wieder aufrichten könne. Dies ist aber falsch, denn er ruhet auf dem Bauche liegend, und streckt die Hinterbeine hinten hinaus. Nur im Alter, wenn er steif wird, schläft er stehend, an eine Wand oder andre Stütze gelehnt.

mein hat. Man hat auf alle Weise versucht, die Elephanten dahin zu bringen, daß sie sich begatten möchten, und ihnen alle Gelegenheit und Bequemlichkeit dazu verschafft; aber vergebens: sie werden in dieser Hinsicht nie vollkommne Hausthiere. Und doch fühlen sie jährlich zur bestimmten Zeit den Begattungstrieb so heftig, daß sie nicht selten in eine rasende Wuth gerathen, die selbst ihrem geliebten Führer gefährlich wird. Was mag also wohl die Ursache seyn, warum sie diesen Trieb nicht befriedigen, der sich so mächtig in ihnen regt? Man könnte vielleicht die gewöhnliche Antwort gelten lassen: es sey eine Art von Schamhaftigkeit, die ihn auch fogar in der Wildniß abhalte, jenes Geschäft zu vollziehen, sobald er sich nicht ganz ohne Zeugen wisse; allein die Raserei, welche alle andre — wenn man sie so nennen darf — sittlichen Gefühle unterdrückt, müßte doch auch, wie es scheint, das Gefühl der Schamhaftigkeit ersticken, wenn sie der wahre Grund dieser Erscheinung wäre. Ueberdies findet sich eine solche Enthalttsamkeit auch noch bei verschiedenen andern Thieren, namentlich bei einigen Gattungen von Vögeln (z. B. den Rebhühnern), welche in der Gefangenschaft dem Fortpflanzungstrieb entsagen; sollte auch hier die Schamhaftigkeit stärker seyn, als der Naturtrieb? — Mir scheint es noch immer ein unaufgelöstes Räthsel zu seyn, daß Thiere nach dem Verlust ihrer Freiheit diesen Trieb zu beherrschen im Stande sind, dessen Reizen der Mensch in der härtesten Sclaverei gehorcht.

Ein andre merkwürdige Eigenschaft des Elephanten ist diese, daß er in Ansehung der feizern sinnlichen Genüsse sich mehr, als irgend ein andres Thier, dem Menschen nähert. Er liebt z. B. den Wohlgeruch der Blumen. Wenn er satt ist, so pflückt er sich auf der Weide die schönsten aromatischen Blumen, sammlet sie in einen Strauß, zieht ihn an sich, und steckt sie erst eine Zeitlang durch die Nase ein, und steckt sie dann ins Maul, um sie gletsam mit dem Geschmack zu genießen. Man hat bemerkt, daß er an der Musik Gefallen findet, und sich nach den Tönen derselben gewissermaßen taktmäßig bewegt. Schöne Decken und andere Zierren, womit er geschmückt wird, sollen ihn sichtbar erheitern und zu einem raschern Gange aufmuntern. Auch kann man hieher rechnen seine außerordentliche Begierde nach geistigen Getränken, durch deren Vorkhaltung und versprochenen Genuß er sich zur Übernehmung der beschwerlichsten Arbeiten bewegen läßt. Die allermeisten Thiere zeigen einen unüberwindlichen Widerwillen gegen solche Getränke; einige wenige gewöhnen sich erst mit der Zeit daran; aber der Elephant scheint eben so, wie der Mensch, einen natürlichen Hag dar zu haben, und sie nicht blos des Geschmacks, sondern auch ihrer fröhlichmachenden Kraft wegen zu lieben. Er kann, ohne eben berauscht zu werden, eine ziemliche Portion davon zu sich nehmen. So bekam der junge Elephant, welcher ehemals in der Menagerie zu Versailles gehalten wurde, täglich zwölf Maas Wein.

Was aber dieses Thier vor allen andern (den Hund ausgenommen) am meisten auszeichnet, ist eine gewisse Verstandesähnlichkeit, eine Fähigkeit, die Winke, Gebärden und Worte des Menschen zu verstehen; Handlungen, wozu Überlegung und Geschicklichkeit erfordert wird, nicht zu begreifen und nach zu machen; auch von selbst, ohne alle Inweisung und ohne einen besondern Kunsttrieb, Mittel zur Erreichung seiner Zwecke zu finden, wie man sonst nur von menschlicher Vernunft und Klugheit zu erwarten gehet.

ist. Hier sind einige Proben, die zum Theil auch seine sittlichen Eigenschaften in's Licht setzen.

Wenn der Elephant Ballen, Säcke und Tonnen von einem Ort zum andern tragen muß, so legt er dies alles an den bestimmten Platz nicht nur behutsam nieder, sondern er untersucht auch mit dem Rüssel, ob es fest und sicher liegt, und so wie er findet, daß z. B. eine Tonne leicht fortrollen kann, so holt er einen Stein oder dergleichen herbei, und bringt sie damit in eine feste Lage.

Bei dem Schiffbau und bei Auführung großer Gebäude, werden die Elephanten dazu gebraucht, die gefälltten Bäume nach dem Bauplatz hin zu ziehen. Man bindet um das Ende des Baums ein Seil, und reicht dieses dem Elephanten hin, welcher es entweder mit dem Rüssel packt, oder es in's Maul nimmt, und so eine Last, zu deren Fortschaffung zwanzig Menschen kaum Kräfte genug haben würden, ohne sonderliche Anstrengung forzieht. Er bedarf keines Führers, wenn ihm der Platz nur einmal gezeigt ist. Wird der Baum unter Weges durch irgend ein Hinderniß, etwan durch einen andern großen Balken, aufgehalten, so drehet sich der Elephant um, hebt mit dem Rüssel das gesperrte Ende des Baums über den Balken weg, und zieht ihn dann darüber hin.

Der zuvor erwähnte Elephant, welchen man in der Menagerie zu Versailles unterhielt, wollte nicht gern an seinen Standort angefesselt seyn, er lösete daher die Schnalle eines großen doppelten ledernen Riemens auf, den man ihm um das Hinterbein gebunden hatte. Der Wärter fesselte ihn aufs neue, und befestigte die Schnalle und den Riemen noch mit einem kleinen Bindfaden, worin er eine Menge Knoten gemacht hatte. Allein des Thier lösete abermals mit seiner Geschicklichkeit und Geduld alle die kleinen Bindfäden noch den Riemen zu.

Eben derselbe sollte einst in einer ungewöhnlichen Stellung gemalt werden, mit ausgehobenem Rüssel und offenem Maule. Um ihn in dieser Lage zu erhalten, warf ihm der Bediente des Malers Früchte in den Mund; öfters aber stellte er sich nur so. Dieß verdros den Elephanten, doch rächte er sich nicht an dem Bedienten, sondern an dem Herrn, gleichsam als wenn er wüßte, daß diese Neckerei auf Befehl des Herrn geschähe. Er nahm also einen Rüssel voll Wasser, und besprüzte den Maler dermaßen, daß das Papier, worauf er zeichnete, ganz abgewaschen ward.

Eine ähnliche Neckerei ahndete er noch drücklicher. Es wollte nämlich Jemand, der gekommen war, ihn zu sehen, seinen Spas mit ihm treiben, und täuschte ihn, indem er Bewegung mit der Hand machte, als ob er ihm Etwas zuwürfe. Der Elephant sah da Manne einen Schlag mit dem Rüssel, daß er zu Boden stürzte, und zwei Ripen zerbrach.

Überhaupt sind diese Thiere sehr empfindlich gegen Beleidigungen, sie wollen mit Achtung, mit Güte behandelt seyn; auch dulden sie keine Täuschungen mit leeren Versprechen. Dies erfuhr einst ein Kornack, der seinem Elephanten, um ihn zu einer ungewöhnlichen schweren Arbeit aufzumuntern, eine Flasche Raak vorgehalten und zur Belohnung versprochen, aber nicht Wort gehalten hatte. Der Elephant tödtete ihn auf der Stelle. — Dagegen sind sie auch größmüthiger Empfindungen, des Mitleids, der Dankbarkeit.

barkeit, der Reue fähig. Denn als die Frau jenes Kornacks voller Verzweiflung über den Tod ihres Mannes ihre beiden Kinder nahm, sie dem Elephanten vor die Füße warf, und dabei sagte, er soll diese nur auch umbringen, nachdem er ihrem Ernährer das Leben genommen hätte: so besann sich das Thier augenblicklich, hob den ältesten Knaben mit dem Küsser auf, setzte sich denselben auf den Nacken, und ließ von der Zeit an keinen andern seinen Führer seyn.

Noch ein paar hieher gehörige Beispiele mögen die Schilderung dieses merkwürdigen Thiers beschließen. Ein indianischer Soldat hatte jedesmal, wenn er seinen Sold bekam, einem gewissen Elephanten eine Portion Arrack gegeben. Einmals beging der Soldat in der Trunkenheit einige Ausschweifungen; die Wache verfolgte ihn, und der Verfolgte nahm seine Zuflucht unter den Elephanten, wo er sich ruhig hinlegte und einschlieff. Vergebens bemühte sich die Wache, ihn hervorzuziehen und seiner habhaft zu werden. Der Elephant vertheidigte ihn mit seinem Rüssel. Als der Soldat am folgenden Morgen von seinem Raufsch erwache, erschreckt er gewaltig, sich unter einem so fürchterlich großen Thiere liegen zu sehen. Allein der Elephant liebkosete ihn mit dem Rüssel, um ihn zu beruhigen, und gab ihm sleichsam zu verstehen, daß er sicher fortgehen könne.

Zu Asmer, einer Stadt in Indien, war ein Elephant gewohnt, von einer Gärtnersfrau, so oft er auf dem Markte vor ihr vorbeigeführt wurde, welches sehr oft geschah, jedesmal ein Hand voll grüner Kräuter zu bekommen. In der Brunstzeit fiel er einmal in die gewöhnliche Raserei, riß sich los, jagte alle Leute vom Markte weg, und stieß jenes Weib tief aus Furcht davon, vergaß aber vor seiner Stelle, wo seine Wohnstätten zu sich hatte, nit zu nehmen. Der Elephant riß das Kind mit dem Rüssel bei Seite, und setzte es behutsam auf das Fach einer Krambude.

Es ist noch übrig, von dem Elfenbein, in so fern dasselbe ein Gegenstand des Handels und der Kunst ist, ein paar Worte hinzu zu setzen.

Unter dem Namen Elfenbein versteht man in weiterer Bedeutung die Eckzähne des Elephanten und der größten Wasserthiere, von welchen letztern in der Folge Erwähnung geschehen wird. Den Elephantenzähnen ist vor allen andern besonders der Vorzug eigen, daß sie die größte Dicke haben, und daß folglich auch die größten Kunstwerke daraus verfertigt werden können. Die Größe der Zähne richtet sich nicht immer nach der Größe des Thiers, und auf der Insel Ceylon soll unter zehn Elephanten kaum Einer gefunden werden, dessen Zahn über vier Fuß lang sind. Auch in Afrika, wo die Thiere selbst beträchtlich höher seyn sollen, als in Asien, gehören Zähne von 8 bis 10 Fuß Länge und 150 bis 180 Pfund an Gewicht zu den Seltenheiten. Von solchen wird das Pfund auf der Stelle mit einem Gulden bezahlt. Der Zahn der rechten Seite ist gemeinlich größer, als der linke. Junge Zähne sind von der Wurzel an bis zur Spitze hohl, und können deshalb wenig gebraucht werden. In der Folge füllt sich diese Höhlung nach und nach von der Spitze an mit einem dichten Kern aus; doch bleibt jeder Zahn etwa zwei Fuß lang nach der Wurzel zu hohl.

Der Gebrauch dieses Materials zu Kunstfachen ist sehr alt, indem die ältesten Echten (z. B. die Bibel 1 B. der Kön. X, 22, und Homer, Odyss. IV, 73) desselben gedient. Heutiges Tages treiben die Engländer, Holländer, Franzosen, Portugiesen und in starkem Handel damit, welche diese Waare am häufigsten in Afrika aufkaufen. Ein Theil von Guinea hat daher bekanntlich den Namen der Zahnküste erhalten. Die Zähne indianischer Elephanten sind zwar kleiner, als die Zähne der Afrikanischen, aber werden auch für besser gehalten, und verhältnißmäßig theurer bezahlt. Sonst steigt allerdings der Preis mit der Größe und dem Gewicht des Zahns. In Deutschland kostet ein acht Pfund schwerer Zahn etwa 16 Gulden (das Pfund 2 Gulden); ein dreißig Pfund schwerer Zahn etwa 90 Gulden (das Pfund 3 Gulden); von einem vierzig Pfund schweren halben Gulden mehr, also $3\frac{1}{2}$ Gulden u. s. w. Die Künstler, welche das Elfenbein erarbeiten, können nur das dicke Ende (ungefähr $\frac{2}{3}$ der Länge des Zahns) gebrauchen, der hohle Theil wird abgesägt, und zu allerlei Kleinigkeiten, zu Spielsachen, zum Feilen u. benutzt; oder man raspelt ihn, so wie den Abfall bei den größeren Kunstfachen, calcinirt ihn. Geschieht dies in offenen Gefäßen, so erhält man ein Material zu einer schönen weißen Malerfarbe; das in verschlossnen Gefäßen calcinirte Elfenbein hingegen eine schwarze Malerfarbe, Sammschwarz genannt.

In Sibirien und in einigen andern Gegenden wird Elfenbein aus der Erde gegraben. Man glaubte ehemals, daß diese Zähne von einem unterirdischen Thiere, dem man den Namen Mamont oder Mammuth gab, herstammen, und nannte sie deshalb Mamonts- oder Mammuthzähne. Sie unterliegen jedoch, wie der hohle Theil und sehr wenig von den wahren Elephanten, und das Thier, dem sie zugehörten, ist nicht nur eine Abänderung der Elephanten, den wir jetzt kennen.

Das Kameel.

(*Camelus*.)

Unter dieser Benennung werden eigentlich zwei verschiedene Thierarten verstanden, wovon die eine, welche zwei Buckel hat, Trampelthier (*Camelus Bactrianus*), die andere mit einem Buckel, Dromedar (*Camelus Dromedarius*) heißt. Zuweilen verwechselt man auch diese Namen, und nennt letzteres Trampelthier, ersteres aber Dromedar. Beide gehören zu einer Gattung, denn sie paaren sich miteinander, und zeugen fruchtbare Jungen. Ihr Hauptunterschied besteht in dem Höcker auf dem Rücken, der, wie gesagt, entweder doppelt oder einfach ist; sonst sind sie sich in Ansehung ihrer Eigenschaften und ihrer Lebensart fast ganz gleich. Was etwa von dem Dromedar besonders zu bemerken ist, das wird weiter unten bei der Abbildung desselben (Tab. XX.) vorkommen. Hier wollen wir die allgemeine Beschreibung des Kameels vorausschicken.

Das

Tierf Thiere II



D a s N a s h o r n.

(Rhinoceros.)

So wie es ein- und zweibucklichte Kameele giebt, die übrigens alle wesentliche Kennzeichen und Eigenschaften mit einander gemein haben: so findet man auch von dieser Thiergattung eine Art, welche nur ein Horn auf der Nase hat, und eine andere mit zwei Hörnern. Das Rhinoceros mit einem Horn lebt in Asien, und wird deswegen das asiatische genannt; das Vaterland der andern Art hingegen ist der südliche Theil von Afrika. Die beiden Hörner des letztern stehen hinter einander, nicht neben einander *). Das vordere ist anderthalb bis zwei Fuß lang, das hintere nach der Stirne zu, ist ungefähr ein Drittel kürzer. An der Wurzel haben sie fünf bis sieben Zoll im Durchschnitt, und mit den Spitzen neigen sie sich etwas hinterwärts. Sie sitzen nicht, wie die Hörner anderer Thiere, am Knochen fest, sondern sind durch ein Knorpelartiges Wesen mit der Haut verwachsen, daher sie das Thier auch soll bewegen können. Noch unterscheidet sich das asiatische Nashorn dadurch, daß es vorne Schneidezähne hat, welche dem Afrikanischen fehlen.

In Betracht der Größe nimmt das Nashorn, von dem Elephanten an gerechnet, die dritte Stelle unter den Landthieren ein. Es wird etwan sechs bis sieben Fuß hoch (also halb so hoch als der Elephant) und gegen eilf Fuß lang. Der Kopf ähnet in der Form einem Schweinskopfe; die Augen sind klein, und liegen den Naselöchern näher als bei andern Thieren, auch etwas tief, so daß es nicht weit in die Ferne sehen kann; aber Geruch und Gehör sind scharf. Die obere Lippe ragt über die untere hinaus, und endigt sich in eine bewegliche Spitze, welche das Thier wie einen Rüssel sechs bis sieben Zoll verlängern, auch Gras und dergleichen damit fassen und abrupsen kann. Die Beine sind kurz und dick, die vordern fast wie Dachsbeine gestaltet; an den Füßen hat es drei Klauen. Auf der grauen Haut stehen nur hie und da einzelne Borsten, am Ende des Schwanzes sind sie aber wohl einen Fuß lang. Die Haut selbst ist über einen Zoll dick, und liegt an einigen Stellen des Leibes in Falten einige Zoll weit über einander. Jedoch wird sie von einer guten Flintenkugel und Lanze durchdrungen.

E 2

Das

*) Auch findet man in Afrika zuweilen eine Abänderung mit drei Hörnern.

21
de
m
n,
rd
it
D
f
f
f
f

Das Nashorn ist von Natur träge und dumm, und hält sich gern in sumpfigen Gegenden auf, wo es sich, nach Art der Schweine, im Moraste wälzt; auch hat es, wie diese, eine grunzende Stimme. Es frisst Disteln und strauchartige Gewächse lieber, als weiches Gras; vor andern aber liebt es Zuckerrohr und Reis. Gegen Angriffe der größten Raubthiere, des Löwen und des Tigers, ist es durch seine Stärkung und seine Waffen ziemlich gesichert, und mit dem Elephanten lebt es auch nicht, wie man sonst glaubte, in ewigem Streit. Es ist überhaupt ein friedliches Thier, das nicht leicht Jemanden anfällt, wenn es nicht gereizt und verfolgt wird. Alsdann stürzt es aber mit blinder Wuth auf seinen Feind los, und läuft bei aller seiner Plumpheit schnell genug. Da es sich indessen nicht ohne Mühe seitwärts wenden kann, so entgeht man ihm leicht, und die Jagd desselben hat wenig Gefahr. Man pflegt es auch in Gruben zu fangen, in deren Mitte ein spitziger Pfahl gesteckt und mit Zweigen und Laub bedeckt wird. Junge, die zuweilen lebendig gefangen werden, lassen sich so zahm machen, daß sie aus der Hand des Wärters fressen. Sie können aber auch gezähmt zu nichts gebraucht werden. Von den getödteten ist man das Fleisch, dessen Geschmack Sparrmann mit dem Geschmack des Schweinefleisches vergleicht. Selbst die frische Haut soll sowohl in Asien als in Afrika gegessen werden. Das Fett wird auf dem Kap statt Butter verkauft und gebraucht. Die getrocknete Haut, welche viel härter, dichter und fester als die frische ist, dient zu Panzern und Schilden; auch macht man Spazierstöcke und Spießruthen daraus; das Horn wird zu Kunstfachen verarbeitet.

Die Gattung dieser Thiere ist bei weitem nicht so zahlreich, als die Gattung der Elephanten.

Das Zebra.

(*Equus Zebra.*)

Das Zebra gehört zu dem Geschlecht der einhäutigen Thiere, wovon das Pferd und der Esel die bekanntesten Gattungen sind. Außer dem Zebra giebt es aber noch zwei ähnliche Thiere, den Dschiggetai und den Quagga, welche die Geschlechtskennzeichen mit jenen gemein haben; aber eigene Gattungen ausmachen. Die regelmäßigen braunen oder schwarzen und weißen Streifen, wovon jeder etwa drei Finger breit ist, zeichnen das Zebra vor andern aus. Es ist in dieser Hinsicht unstreitig eins der schönsten Geschöpfe. Der Kopf hat mehr Ähnlichkeit mit dem Kopfe eines Esels als eines Pferdes; das Maul ist etwas dick; die Ohren sind lang; der Schwanz hat nur am Ende einen Büschel langer Haare, wie der Eselschwanz. In der Größe kommt das Thier einem mittelmäßigen Pferde gleich.

Das Vaterland der Zebras ist das südliche Afrika, wo sie in zahlreichen Heerden beisammen leben. Sie sind so unbändig, wild und schnell, daß es außerordentliche Mühe kostet,

kostet, sie lebendig zu fangen und zu zähmen, und noch weniger ist man bisher im Stande gewesen, sie zu wirklich dienenden Hausthieren zu machen. Der Quagga ist in diesem Stücke gelehriger. Dies Thier hat beinahe eine ganz braunrothe Farbe, mit etwas hellern, zuweilen dunklern Streifen. Kopf, Füße, Bauch und Lenden sind gelblich weiß. Es wird oft jung gefangen und zum Zuge gewöhnt, denn man findet es dort (auf dem Kap) weit stärker und dauerhafter, als das Pferd. Forster sahe eins dieser Thiere als Handpferd neben dem Sattelpferde in einem Zuge an einem Bauerwagen. Sein Schreien gleicht einem Bellen, und klingt wie Qua, Qua; daher nennen es die Hottentotten Quagga.

In England machte man vor einigen Jahren den Versuch, ein weibliches Zebra, welches der bekannte Lord Clive von dem Vorgebürge der guten Hoffnung mitgebracht hatte, mit einem Eselhengst sich paaren zu lassen. Das Zebra ließ sich aber durchaus den Esel nicht nahe kommen. Endlich versiel man auf den Gedanken, den Esel wie ein männliches Zebra zu bemahlen, und das Weibchen damit zu täuschen. Dies glückte auch; das Weibchen warf nachher auch ein männliches Füllen, welches der Mutter ähnlich war, das jedoch, so viel man weiß, sich mit Eselinnen nie fruchtbar begattet hat.

Das Fleisch des Zebra und des Quagga wird in Afrika gegessen.

D a s S t a c h e l s c h w e i n .

(*Histrix cristata*.)

Es hat seinen Namen von der gränzenden Stimme und den Stacheln, womit es belledet ist. Diese Stacheln sind auf dem Rücken beinahe einen Fuß lang; an den Seiten und an den Schenkeln sind sie kürzer. Der Schwanz starrt von Rielen, die sich nicht, wie die Stacheln, in Spitzen endigen, sondern quer abgesehritten zu seyn scheinen, und am Ende offen sind. Sie sitzen an zarten Stielen, welche in die Haut hinein gehen. Zwischen den Stacheln und am Bauche befinden sich bräunliche Haare. Die Oberlippe ist gespalten, wie bei dem Hasen; auch hat es einen Knebelbart. Die langen Borsten auf dem Kopfe kann es wie einen Kamm aufrichten (daher *cristata*). Wenn es böse wird, stampft es mit den Hinterfüßen gegen die Erde, und rasselt mit den Stacheln. Ehemals bildete man sich ein, daß es die Stacheln von sich schießen und seinen Feind damit gefährlich verwunden könne, indem sie von selbst und durch eigne Kraft immer tiefer in das Fleisch eindringen. Allein seine ganze Vertheidigung besteht bloß darin, daß es sich, wie der Igel, zusammenrollt, und dann ist es allerdings gegen den Angriff der Hunde und anderer Thiere vollkommen gesichert. Nur der Gewalt des Menschen sucht es vergebens dadurch zu widerstehen. Man jagt es bei Nachtzeit, weil es am Tage sich in seinen unterirdischen Gängen verborgen hält, des Nachts aber hervorkommt und seiner Nahrung nachgeht. In Gärten und Kohlpflanzungen thun diese Thiere viel Schaden. So wohl deshalb, als auch ihrer

ihrer Nutzbarkeit wegen stellt man ihnen nach. Die Hunde verhindern sie, daß sie nicht in ihre Höhlen zurückkehren können, greifen sie aber selbst nicht an. So wie sie sich zusammengerollt haben, und still liegen, eilen die Jäger hinzu, und schlagen sie todt. Das Fleisch wird seines Wohlgeschmacks wegen gerühmt. Auf dem Kap hängt man es etliche Tage in Rauch, wodurch es den weichlichen Geschmack verliert. Die Stacheln werden zu Zahnstöchern, Pinselstielen &c. gebraucht.

Die wärmern Gegenden von Asien und Afrika sind das eigentliche Vaterland des Stachelschweins; nach Südeuropa scheint es erst in spätern Zeiten verpflanzt zu seyn. Auch ist es hier kleiner und unansehnlicher, als in jenen Ländern. Im Frühjahr wirft das Weibchen zwei bis vier Junge, welche leicht zahm werden, wenn man sie aufzieht.

D e r H i r s c h e b e r .

(*Sus Babirussa.* *)

Dies Thier hat ungefähr die Größe eines sehr großen Schweines, gleicht demselben aber nur in Ansehung des Kopfs. Die Bildung des Leibes ist mehr dem Hirsch ähnlich; auch nährt es sich von Gras und Baumblättern, und ist weder so gefräßig, noch so unreinlich, wie das Schwein. Wenn der Babirussa von Jägern verfolgt wird, so bemüht er sich an ein Wasser zu kommen, wo er hineinspringt, und so geschickt schwimmt und untertaucht, wie eine Ente. Sie wehren sich aber auch im Nothfall mit den untern Hautzähnen tapfer, und grunzen in der Wuth fürchterlich. Wozu die obern zirkelförmig gekrümmten Zähne eigentlich dienen sollen, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Daß sie sich zuweilen damit an Baumzweige hängen, um bequem zu ruhen, scheint doch nur ein zufälliger Nutzen zu seyn.

Auf den Molukischen Inseln werden diese Thiere am häufigsten angetroffen. Ihr Fleisch soll viel angenehmer schmecken, als das Fleisch von wilden Schweinen.

*) Baba heißt auf Malaisch das Schwein, russa der Hirsch. Blumenb. Handb. der Nat. Gesch. vierte Ausgabe. S. 119.

